

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Expedition: Göttergasse 1.
Schlesienstr. 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

Redaktion: Kamenr. 61.
Sprecherstr. 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung“ erscheint wöchentlich (sonntags ausgenommen) mit dem illustrierten Beiblatt „Neue Welt“. Preis monatlich 60 Pfg., Vierteljahr 2.00, halbjährlich 3.50, jährlich 6.50. Durch die Post bezogen vierteljährlich M. 2.50.
Nr. 94. Dresden, Freitag den 24. April 1896. 7. Jahrg.

Genossen! Rüstet zur Waiseier! Hoch der Achtstundentag! Hoch das gleiche und direkte Wahlrecht!

Der Protestantismus und die Arbeiter.

Die christliche Religion mag ursprünglich an sich sehr viel Sympathie für die arbeitenden Klassen haben; es ist auch historisch nachweisbar, daß die Kirche — von der man durchaus nicht annehmen darf, daß sie lediglich durch die Religion in ihren Handlungen bestimmt ist — in vielen Fällen die Partei der Arbeitenden genommen hat, nämlich überall da, wo ihre eigenen Interessen nicht kollidierten. So hat sie bis zum Beginn der Neuzeit durch ihre Bucer-Verbote in einer Gesellschaft, wo fast noch überall der Arbeiter im Besitz eigener Produktionsmittel war, eine damals sehr bedeutende Ausbeutung verhindert. Aber in den meisten Fällen kollidierten eben ihre eigenen Interessen mit denen des Volkes. Die Kirche besaß ein ungeheures Vermögen, dessen Benutzung und Vermehrung einerseits Ausbeutung voraussetzte, andererseits die Erziehung lauter Wüchlinge ermöglichte, die sich in ungewohntem Maß als „die neuen Christen“ bezeichneten, auf die alles, was im Neuen Testament über die Armut geschrieben ist, bezogen werden muß.

Auch die letzte Spur von Arbeiterfreundlichkeit der Kirche fehlt beim Protestantismus. Die katholische Kirche war wenigstens unabhängig vom Staat, lag mit diesem sogar oft in Kampf, und hatte jedenfalls nicht nötig, dessen Befehle zu erfüllen. Der Staat, das ist immer die Organisation derjenigen, welche die Arbeit der übrigen für sich auszunutzen; der feudale Staat der Grundbesitzer mit ihren Leibeigenen, der moderne der Kapitalisten mit ihren Arbeitern. Da die protestantische Kirche absolut abhängig vom Staat ist, so ist sie offenbar nichts weiter, als das, was sie nach dem Willen der Bourgeoisie sein soll. Das verhindert natürlich nicht, daß ab und zu ein Ehrgeiziger oder Idealist in ihr auftritt, der sich auf die Seite der Arbeiter stellt; diese Leute werden Ausnahmen bleiben, denn es würde allen Lebensbedingungen der Kirche widersprechen, wenn sie die Majorität bekämen.

Der volksfeindliche Charakter des Protestantismus tritt mit zunehmender Klarheit bereits bei Luther hervor. Allgemein bekannt ist seine Stellung gegenüber den Bauern — wohlgerichtet, als es sich herausstellte, daß sie unterliegen würden. „Man soll sie zerschneiden, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund todschlagen muß.“ Darum, liebe Herren, loset die, rettet die, schenke, schlage, würgt sie, wer da kann; bleibst du darüber tot, wohl dir! seligeren Tod kannst du nimmermehr überkommen“ usw. Bis jetzt unbekannt geblieben sind aber andere Äußerungen

dieses Bergmannssohnes, in welchem er andere Kategorien damaliger Arbeiter behandelt.

Das Verhältnis: Unternehmer — freier Arbeiter war damals außerordentlich selten. In der Regel erschien die arbeitende Klasse damals noch in der Form des „Gesindes“. Der Arbeiter war „Knecht“. In einer solchen erschienenen Schrift von Dr. Wuttke über „Gesindenswesen und Gesindenszwangsdienst in Sachsen bis zum Jahre 1885“ finden wir nun sehr interessantes Material über die Stellung Luthers zu dem „Gesinde“ aus den diesseitigen Bänden seiner gesammelten Schriften herausgezogen. Es heißt in dem Buche:

„In die stets erhobenen Klagen, daß das Gesinde und die Arbeitsleute untreu, ungehorsam, ungezogen seien, stimmte er ein; nannte das Gesinde eine Plage von Gott. Ausführlich spricht er sich in seiner Auslegung über etliche Kapitel des 5. Buches Moses (1529) aus. Da heißt es: Im türkischen Reiche ging es mit dem Dienstmenschen also zu: Wenn eine Waage nicht gehorchen wollte, so verkaufte man sie um drei Groschen. Der Käufer schlug sie; wie man auf eine Kuh oder Esel schlug, sei er mit der Peitsche hinter ihr her, wenn sie nicht tun wolle, was sie sollte. So werde allenthalben ein strenges Regiment gehalten und gefesse ein besseres Aussehen, als bei den Christen. — Ein jedes von den türkischen Dienstmenschen habe ein Abgemessenes an Speise, Trank und Arbeit. Und verdinge es seinen Dienst nicht, wie es solle, so sei der Herr bald da mit Ruten und Peitschen; desse das nicht, so schlage er mit dem Schwerte drein, das Messer folge bald darnach und haxe ihm den Kopf ab. Bei uns dagegen habe ein Arbeiter oder das Gesinde, wenn es einen Tag oder zwei verabsäume, oder wenn es seinem Herrn sonst ungehorsam und untreu sei, kein Gewissen darüber, sondern meine, es thue recht. Darum wäre jetzt niemand Vater und Mutter oder der Obrigkeit gehorsam. Darum müßte ein solches türkisches Regiment kommen und uns in Trümmer zerschmettern.“

Die Stellung Luthers ist für seine Nachfolger vorbildlich gewesen. Wuttke schreibt, diese Worte „waren besonders für das Verhalten der protestantischen Geistlichkeit bei den Kämpfen der dienenden Klassen, sei es für Verbesserung ihrer Lage, sei es gegen Verdrückung der Arbeitgeber, bedeutungsvoll. Noch im Laufe des 18. Jahrhunderts erschien von dem Dresdener Prediger

Peter Glaser der Gesind Teufel, „darinnen acht Stücke gehandelt werden von des Gesindes untreu.“ — Das Streben nach Selbständigkeit stellt Glaser dem Wüchling gleich; auf Grund zahlreicher Beispiele führt er den Nachweis, daß der Mensch arbeiten, d. h. als Diensthilfe sich vermieten müsse. — Auf das Nachdenken seiner Leser rechnet er nicht. Er will aus den christlichen Lehren die Berechtigung aller Anforderungen der Dienstherrschenden an das Gesinde nachweisen, und ausschließlich vom Arbeitgeberstandpunkte beleuchtet er das Gesindverhältnis; in dieser einseitigen Auffassung wurde er das Vorbild für eine Reihe von bis in die Gegenwart von Theologen abgefaßten „Gesindetraktaten“, und daß noch heute der Protestantismus in seinen hervorragenden Vertretern ähnliche Ideen zu produzieren vermag, lehrt ein Zitat aus Carlyle, welches Professor Platter in einem Aufsatz der „Zeit“, dem wir die thatächlichen Hinweise entnehmen, hinstellt:

„Man vergleiche damit Carlyles Ansprache an die „heimatlosen Habseligkeiten“ — so nennt er die wackeren Arbeiter Englands, die zur Zeit einer Handelskrise keine Arbeit finden können. Er will sie von Staats wegen in England und den Kolonien mit Tropfenlegung von Säure, Eisenbahnbau u. beschäftigen und apostrophiert sie gemäß seiner puritanischen Gottesfurcht folgendermaßen: „Weigert euch, sie anzugreifen, macht euch um die schwere Arbeit hinweg, gehorcht den Regeln nicht — so will ich euch warnen und verurteilen, euch anzutreten; wenn das vergebend ist, will ich euch prägen; wenn das noch vergebend ist, will ich euch endlich erschlagen.“ (Sozialpolitische Schriften, 2. Band, S. 111). Man sieht, wie vollkommen der Herrschaftsanspruch der beiden gottesfürchtigen Frommen, Luther und Carlyle, den Thatfachen der — türkischen Paschamoral entspricht. Das würde wohl Christus, der mit dem armen, geplagten Volke lebte und dessen Gesellschaft jeder anderen vorzog, zu solchen Rückschlüssen gelangt haben.“

Von manchen Seiten ist uns vorgeworfen, daß wir Gegner der Kirche oder der Religion seien. Wenn man diese Meinungen der Vertreter der Religion liest, so kann man sich freilich nicht wundern, daß die Arbeiter ihr keine freundliche Meinung entgegenbringen. Indessen, wie schon hervorgehoben, Religion ist nicht Kirche. Der Religion an sich stehen wir durchaus nicht geneigt gegenüber; sie ist eine Angelegenheit, die jeder mit sich selber abmachen muß. Entschiedene Gegner sind wir aber natürlicherweise von dieser Art Bekämpfern der Religion und von der Organisation, welche sie sich gegeben haben.

Seit einigen Jahren hat sich in der protestantischen Kirche eine lebhaftere soziale Bewegung entwickelt. Nachdem die auf den plumpsten Bauernfang berechnete Bewegung, die sich an den Namen Stöcker knüpft, unter den Arbeitern nicht um sich gegriffen hat, scheint die radikalere Richtung, die sich an den Namen Kaumann knüpft, einen gewissen Erfolg zu haben. Es hat den Anschein, als ob sie sich rücksichtslos auf die Seite der Arbeiter stelle und sich von der Sozialdemokratie im wesentlichen nur dadurch unterscheidet, daß sie eine naive Zuvorficht in das Wort „Reformen“ setzt und außerdem ausdrücklich die Religion beibehalten will.

Aber ein derartiger Schein darf über die wahre Bedeutung des Pastorensozialismus nicht täuschen. Der moderne Pastor steht von Natur auf demselben Boden wie Luther, da er völlig abhängig vom Staat ist, und dieser ihm selbstverständlich keine Reformen erlaubt, welche für gefährlich hält. Das erste Kriterium für wirkliche Arbeiterfreundlichkeit eines Pastors würde sein, daß er seines Amtes entsetzt wird. So lange das nicht der Fall ist, wird man gut thun, ihm zu mißtrauen — auch nachher, denn wenn er wirklich keine Nebenabsichten hat, so kann er ja einfach Sozialdemokrat werden; seine religiöse Ueberzeugung wird ihm niemand rauben, und den Gläubigen an die Wirklichkeit, daß die herrschenden Klassen Einsicht bei sich halten, wird ihm die Wirklichkeit wohl bald nehmen. Diesen Glauben hat ja doch fast jeder von denen gehabt, die aus den bürgerlichen Klassen zur Sozialdemokratie übergegangen sind.

Da das Christentum ursprünglich die Religion der unteren Klassen war, so hat es natürlich eine Unmenge Gedanken und Lehren, welche dem modernen Arbeiter sympathisch sein können. Nachdem die Verkünder der Religion diese Lehren bis jetzt immer in die Tasche gesteckt haben, beginnen sie jetzt wieder, sie zu produzieren. Da von dieser Seite her die Bestrebungen der Arbeiter immer Wegenerlichkeit gefunden haben, so ist es natürlich, daß zahlreichere Gemüter unter den Arbeitern sich über diese Aenderung freuen und in ihrer Freude sich den neuen Propheten anschließen. Aber man darf nie vergessen, daß Worte noch niemandem geholfen haben und daß die Emancipation der Arbeiterklasse nicht durch salbungsvolle Redensarten geschieht, sondern durch politische Handlungen, welche nur von den Arbeitern selbst ausgehen können. Das ist der wahre Pfaffenstich: wenn die sozialen Pastoren mit der Sozialdemokratie einig sind, daß zunächst „die Diktatur des Proletariats“ erstrebt werden muß, d. h. die Ausübung der Regierung und Verwaltung durch die Arbeiterklasse, so sind sie wahre Freunde der Arbeiter. Aber wir zweifeln, daß einer von den Herren sich auf diesen Standpunkt stellen wird.

So erinnerte sich Gauslin, sie in der Rue de l'Arceba gehen zu haben; nur daß sich dieser gefürchtete Hühner gegen ihn selbst richtete, so daß er nicht über Luft hatte, über seine Geliebte herzufallen und sie zu prägen, denn bei einer derartigen sinnlichen Liebe, bei der keine Rede von Achtung oder Respekt vor dem geliebten Wesen ist, endet Horn wie Liebesbegegnungen stets mit Köhheit. Er bekam vor sich selbst Angst, eilte nach seinem Bureau, und unterwegs erlaubte sich seine Entrüstung gegen ein solches Leben, wie er es sich eingerichtet hatte. Das sollte ihm eine Lehre sein, sich solchem Weibe preiszugeben! ... Wie entsetzlich, wie gemein! Seine Schwefeln, seine Mutter, alle waren beklümpert. ... Wie! er sollte nicht einmal mehr das Recht haben, die Seinigen zu besuchen. Hatte er sich denn in ein Gefängnis eingeschperrt? Und während er sich den ganzen Verlauf ihres Verhältnisses vergegenwärtigte, sah er, wie die schönen nackten Arme der Ägypterin, die sich an jenem Abend um seinen Hals geschlungen, ihm jetzt unendlich umklammerten und ihn von seinen Freunden und seiner Familie trennten. Jetzt fand sein Entschluß fest. Am selben Abend noch wollte er nach Capalet abreisen, sei es um welchen Preis es wolle.

„Du hast recht, mein Lieb ... Besuche deine Mutter, und vor allem ...“ sie näherte sich ihm schmeichelnd ... vergiß, wie dich ich geliebt bin, ich liebe dich aber zu sehr, das ist mein Wahnsinn ...“

Den Rest des Tages über, während sie seinen Koffer mit reizender Sorgsamkeit packte, war sie so lieb wie in der ersten Zeit und bewahrte eine neuverlorene Haltung, vielleicht in der Hoffnung, ihn zurückzubehalten. Trotzdem hat sie ihn nicht ein einziges Mal „Lieb ...“ und als sie in der letzten Minute, nachdem sie keinen endgültigen Rückstellungen gegenüber alle Hoffnung aufgegeben hatte, ihren Geliebten umschlang und ihn an sich presste, als ob sie ihn für die ganze Zeit seiner Reise und Abwesenheit vollständig mit sich durchdringen wollte, flüsteren ihr Lebenswohl, ihr Glück nur: „Sag, mein Johannes, bist du mir nicht mehr böse?“

Oh! wie wonnetrunknen war er am Morgen, als er in seinem kleinen Kinderzimmer erwachte, das Herz noch durchbebt von den Umarmungen der Seinigen, von den überaus süßen Herzengergüssen bei der Ankunft, wie beglückt, als er über dem Moskito-Netz seines schmalen Bettes jene glänzende Metallrinne erblickte, die ihn früher bis in seine Träume verfolgte, als er das Schreien der Pfauen in ihren Wehgen, das Rauschen der Brunnenvinde, den Lärm der zusammengedrängten hinausziehenden Herden vernahm. Nun schlug er die Fensterläden gegen die Mauer zurück und das volle, warme Licht drang in Strömen herein wie aus einer aufgehenden Schause, und vor ihm lag an den Horizont ausgebreitet lagen die sanft geneigten Weinberge, die Cypressen, die Olivenbäume, die glühenden Kieferwäldchen, die sich bis zur Rhone hinabzogen, und darüber wölbte sich ein tieferer Himmel, ohne daß leise Nebelwolken trotz der heißen Morgenstunden, ein grünlich schimmernder Himmel, die ganze Nacht hindurch vom Mistral durchweht, der noch jetzt die weite Niederung mit seinem belebenden, kräftigen Hauche erfüllte.

Johannes verglich dieses Erwachen mit jenem dort unter einem Himmel, so unsauber wie seine

Liebe, und küßte sich glücklich und frei. Er stieg hinauf. Das vom Sonnenschein umstrahlte Haus lag noch im Schlafe, alle Läden — den Augen vergleichbar — geschlossen, und er war glücklich, sich einen Augenblick allein ergehen zu können, im Bewußtsein der moralischen Genesung, die er herannahen fühlte.

Er ging einige Schritte auf der Terrasse und schlug dann einen nach dem Park führenden Weg ein, d. h. was man hier so den Park nannte, ein Kiefern- und Myrtengewald, das der Zufall nach den rauhen Abhängen Caplets verpflanzt hatte, von unregelmäßigen und von durch trodene Radeln schlaftrig gemachten Wegen durchschnitten. Sein schon recht alt und gebrechlich gewordener Hund Miracle war aus seiner Hütte gekrochen und folgte ihm, ohne einen Laut von sich zu geben, auf den Fersen; sie hatten solche Wogenpromenaden so oft zusammen gemacht!

Bei Eintritt in die Anpflanzungen, deren hohe Cypressenbüden ihre spizen Wipfel neigten, zauderte der Hund; er wußte, daß die von der Sonne durchglühete dicke Sandsticht — ein neues Mittel gegen die Phylloxera, das der Konful gerade angewendet — für seine alten Pfoten beschwerlich sei, ebenso wie die hohen Stufen der Terrasse. Die Freude, wieder einmal seinem Herrn folgen zu können, trieb ihn dennoch an; aber bei jedem Hindernis gab es schmerzliche Anstrengungen, leises, ängstliches Winseln und Zanzhalten, jaß so, als wenn ein Krebs ungeschickt auf einem Felsen herumkriecht. Johannes achtete nicht darauf, vollständig in die Betrachtung einer neuen Akantuspflanze vertieft, von der ihm sein Vater am Tage vorher so viel erzählt hatte. Die Stämme ähnelten aus dem glatten, leuchtenden Sande gut zu gebelien. Endlich sollte also der Herr seine unausgesetzte Mühe belohnt werden. Caplets Weine würden noch blühen, wenn La Nocte und l'Armitage, diese Edelgewächse der Rhone, schon lange eingegangen wären!

Ein kleines, weißes Hündchen erhob sich plötzlich vor ihm. Es war Divonne, stets die erste auf im ganzen Hause; sie hielt ein Messer in der Hand und noch etwas, das sie fortwarf,

und ihre sonst glanzlosen Wangen erglöhnten in lebhaftem Rot. „Du bist es, Johannes? ... Du hast mich erschreckt ... Ich glaubte, es sei dein Vater ...“ Dann sich wieder fassend, gab sie ihm einen Kuß: „Hast du gut geschlafen?“

Vorzüglich, Tantechen, aber warum fürchtest du Papas Kommen? ...“

Warum? ...“

Sie hob die Rechte wieder auf, die sie mit den Wurzeln ausgegriffen hatte:

„Nicht wahr, der Konful hat dir gesagt, daß er diesmal überzeugt sei, zu reüssieren ... Nun sieh' her, hier ist das Tier ...“

Johannes erblickte ein feines, gelbliches Moos, welches das Holz bedeckte, diesen kaum wahrnehmbaren Pilz, der mit der Zeit ganz Provinzen ruiniert hat; weich ein Pohn der Natur — an dem herrlichen Morgen, im lebererwackenden Sonnenschein, dieses zersärende und unersättbare, unendliche Nages.

Das ist der Anfang ... In drei Monaten wird die ganze Umzäumung vernichtet sein und dein Vater wird von neuem beginnen, denn er hat seinen Stolz darin gesetzt. Neue Anpflanzungen, neue Mittel, bis eines Tages ...“

Eine verzweifelte Gebärde schloß und bekräftigte den Satz:

„Soweit sind wir wirklich?“

„Oh! Du kennst den Konful ... Er sagt niemals ein Wort und giebt mir regelmäßig das Wirtschaftsgeld; aber er ist so voller Sorgen. Er kauft nach Avignon, nach Orange. Er sucht Weib ...“

„Und César mit seinen Ueberflutungen?“

fragte Johannes bestürzt.

Da ging alles, Gott sei Dank! ganz gut. Bei der letzten Ernte hatten sie fünfzig Vasser leichten Wein gehabt; und dieses Jahr würde das Doppelte eintragen. Im Wintertracht dieses Erfolges hatte der Konful seinem Bruder sämtliche Pflanzungen in der Niederung überlassen, die bis dahin mit den abgehorbenen Seiden beackert waren, lust wie ein Dorfkirchhof, und jetzt standen sie drei Monate lang unter Wasser ...“

(Forti. folgt.)

Feuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Sappho.

Positif Stättenbild von Alphonse Daudet.
Eingig autorisierte Uebersetzung.
(Fortsetzung.)

So erinnerte sich Gauslin, sie in der Rue de l'Arceba gehen zu haben; nur daß sich dieser gefürchtete Hühner gegen ihn selbst richtete, so daß er nicht über Luft hatte, über seine Geliebte herzufallen und sie zu prägen, denn bei einer derartigen sinnlichen Liebe, bei der keine Rede von Achtung oder Respekt vor dem geliebten Wesen ist, endet Horn wie Liebesbegegnungen stets mit Köhheit. Er bekam vor sich selbst Angst, eilte nach seinem Bureau, und unterwegs erlaubte sich seine Entrüstung gegen ein solches Leben, wie er es sich eingerichtet hatte. Das sollte ihm eine Lehre sein, sich solchem Weibe preiszugeben! ... Wie entsetzlich, wie gemein! Seine Schwefeln, seine Mutter, alle waren beklümpert. ... Wie! er sollte nicht einmal mehr das Recht haben, die Seinigen zu besuchen. Hatte er sich denn in ein Gefängnis eingeschperrt? Und während er sich den ganzen Verlauf ihres Verhältnisses vergegenwärtigte, sah er, wie die schönen nackten Arme der Ägypterin, die sich an jenem Abend um seinen Hals geschlungen, ihm jetzt unendlich umklammerten und ihn von seinen Freunden und seiner Familie trennten. Jetzt fand sein Entschluß fest. Am selben Abend noch wollte er nach Capalet abreisen, sei es um welchen Preis es wolle.

Nachdem er einige Geschäfte erledigt hatte, lehnte er sich jetzt in Erwartung eines lurchbaren Autocitius und auf alles gefaßt, selbst auf einen Besuch. Aber das gärtliche Willkommen, mit dem ihn Johnny sogleich empfing, ihre geschwollenen Augen, ihre wie von Tränen erschlossenen Wangen ließen ihm kaum den Mut zu einem eigenen Willen.

„Ich reise noch heute abend ...“ sagte er, sich gewaltsam zusammenschneidend.

„Du hast recht, mein Lieb ... Besuche deine Mutter, und vor allem ...“ sie näherte sich ihm schmeichelnd ... vergiß, wie dich ich geliebt bin, ich liebe dich aber zu sehr, das ist mein Wahnsinn ...“

Den Rest des Tages über, während sie seinen Koffer mit reizender Sorgsamkeit packte, war sie so lieb wie in der ersten Zeit und bewahrte eine neuverlorene Haltung, vielleicht in der Hoffnung, ihn zurückzubehalten. Trotzdem hat sie ihn nicht ein einziges Mal „Lieb ...“ und als sie in der letzten Minute, nachdem sie keinen endgültigen Rückstellungen gegenüber alle Hoffnung aufgegeben hatte, ihren Geliebten umschlang und ihn an sich presste, als ob sie ihn für die ganze Zeit seiner Reise und Abwesenheit vollständig mit sich durchdringen wollte, flüsteren ihr Lebenswohl, ihr Glück nur: „Sag, mein Johannes, bist du mir nicht mehr böse?“

Oh! wie wonnetrunknen war er am Morgen, als er in seinem kleinen Kinderzimmer erwachte, das Herz noch durchbebt von den Umarmungen der Seinigen, von den überaus süßen Herzengergüssen bei der Ankunft, wie beglückt, als er über dem Moskito-Netz seines schmalen Bettes jene glänzende Metallrinne erblickte, die ihn früher bis in seine Träume verfolgte, als er das Schreien der Pfauen in ihren Wehgen, das Rauschen der Brunnenvinde, den Lärm der zusammengedrängten hinausziehenden Herden vernahm. Nun schlug er die Fensterläden gegen die Mauer zurück und das volle, warme Licht drang in Strömen herein wie aus einer aufgehenden Schause, und vor ihm lag an den Horizont ausgebreitet lagen die sanft geneigten Weinberge, die Cypressen, die Olivenbäume, die glühenden Kieferwäldchen, die sich bis zur Rhone hinabzogen, und darüber wölbte sich ein tieferer Himmel, ohne daß leise Nebelwolken trotz der heißen Morgenstunden, ein grünlich schimmernder Himmel, die ganze Nacht hindurch vom Mistral durchweht, der noch jetzt die weite Niederung mit seinem belebenden, kräftigen Hauche erfüllte.

Johannes verglich dieses Erwachen mit jenem dort unter einem Himmel, so unsauber wie seine

Liebe, und küßte sich glücklich und frei. Er stieg hinauf. Das vom Sonnenschein umstrahlte Haus lag noch im Schlafe, alle Läden — den Augen vergleichbar — geschlossen, und er war glücklich, sich einen Augenblick allein ergehen zu können, im Bewußtsein der moralischen Genesung, die er herannahen fühlte.

Er ging einige Schritte auf der Terrasse und schlug dann einen nach dem Park führenden Weg ein, d. h. was man hier so den Park nannte, ein Kiefern- und Myrtengewald, das der Zufall nach den rauhen Abhängen Caplets verpflanzt hatte, von unregelmäßigen und von durch trodene Radeln schlaftrig gemachten Wegen durchschnitten. Sein schon recht alt und gebrechlich gewordener Hund Miracle war aus seiner Hütte gekrochen und folgte ihm, ohne einen Laut von sich zu geben, auf den Fersen; sie hatten solche Wogenpromenaden so oft zusammen gemacht!

Bei Eintritt in die Anpflanzungen, deren hohe Cypressenbüden ihre spizen Wipfel neigten, zauderte der Hund; er wußte, daß die von der Sonne durchglühete dicke Sandsticht — ein neues Mittel gegen die Phylloxera, das der Konful gerade angewendet — für seine alten Pfoten beschwerlich sei, ebenso wie die hohen Stufen der Terrasse. Die Freude, wieder einmal seinem Herrn folgen zu können, trieb ihn dennoch an; aber bei jedem Hindernis gab es schmerzliche Anstrengungen, leises, ängstliches Winseln und Zanzhalten, jaß so, als wenn ein Krebs ungeschickt auf einem Felsen herumkriecht. Johannes achtete nicht darauf, vollständig in die Betrachtung einer neuen Akantuspflanze vertieft, von der ihm sein Vater am Tage vorher so viel erzählt hatte. Die Stämme ähnelten aus dem glatten, leuchtenden Sande gut zu gebelien. Endlich sollte also der Herr seine unausgesetzte Mühe belohnt werden. Caplets Weine würden noch blühen, wenn La Nocte und l'Armitage, diese Edelgewächse der Rhone, schon lange eingegangen wären!

Ein kleines, weißes Hündchen erhob sich plötzlich vor ihm. Es war Divonne, stets die erste auf im ganzen Hause; sie hielt ein Messer in der Hand und noch etwas, das sie fortwarf,

und ihre sonst glanzlosen Wangen erglöhnten in lebhaftem Rot. „Du bist es, Johannes? ... Du hast mich erschreckt ... Ich glaubte, es sei dein Vater ...“ Dann sich wieder fassend, gab sie ihm einen Kuß: „Hast du gut geschlafen?“

Vorzüglich, Tantechen, aber warum fürchtest du Papas Kommen? ...“

Warum? ...“

Sie hob die Rechte wieder auf, die sie mit den Wurzeln ausgegriffen hatte:

„Nicht wahr, der Konful hat dir gesagt, daß er diesmal überzeugt sei, zu reüssieren ... Nun sieh' her, hier ist das Tier ...“

Johannes erblickte ein feines, gelbliches Moos, welches das Holz bedeckte, diesen kaum wahrnehmbaren Pilz, der mit der Zeit ganz Provinzen ruiniert hat; weich ein Pohn der Natur — an dem herrlichen Morgen, im lebererwackenden Sonnenschein, dieses zersärende und unersättbare, unendliche Nages.

Das ist der Anfang ... In drei Monaten wird die ganze Umzäumung vernichtet sein und dein Vater wird von neuem beginnen, denn er hat seinen Stolz darin gesetzt. Neue Anpflanzungen, neue Mittel, bis eines Tages ...“

Eine verzweifelte Gebärde schloß und bekräftigte den Satz:

„Soweit sind wir wirklich?“

„Oh! Du kennst den Konful ... Er sagt niemals ein Wort und giebt mir regelmäßig das Wirtschaftsgeld; aber er ist so voller Sorgen. Er kauft nach Avignon, nach Orange. Er sucht Weib ...“

„Und César mit seinen Ueberflutungen?“

fragte Johannes bestürzt.

Da ging alles, Gott sei Dank! ganz gut. Bei der letzten Ernte hatten sie fünfzig Vasser leichten Wein gehabt; und dieses Jahr würde das Doppelte eintragen. Im Wintertracht dieses Erfolges hatte der Konful seinem Bruder sämtliche Pflanzungen in der Niederung überlassen, die bis dahin mit den abgehorbenen Seiden beackert waren, lust wie ein Dorfkirchhof, und jetzt standen sie drei Monate lang unter Wasser ...“

(Forti. folgt.)

...um gestuzt. Er hatte Recht, das tragt zu dem mich der Oberstaatsanwalt einen Heuchler nennt, so fahle ich mich dadurch besonders be- schamert. Ich erinnere ihn an das Paulinische Wort: Was ich will das Gute, das thue ich nicht und das B6se, was ich nicht will, das thue ich. Ein Mann der wie ich im 6ffentlichen Leben gestanden und hinter die Kulissen geschaut hat, w6rde wohl leicht Sachen zur Sprache bringen k6nnen, die meine Person in ein besseres Licht stellen w6rden. Ich thue es nicht, denn es w6rden dabei Sachen zur Sprache gebracht werden m6ssen, die den Begnern willkommenen Stoff zu gro6em Standaal bieten w6rden. Ich will die in mich gesetzten Erwartungen auf Dis- kretion nicht t6uschen. Ich wei6, da6 ich gefehlt habe. Aber ich vertraue auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit. Ich will tragen, was kommt. Ich habe den Mut, an den Beginn eines neuen Lebens zu denken, so Gott mir Zeit dazu giebt. Aber meine Herren Richter — hier brach dem Angeklagten die Stimme — ich bin ein alter gesch6nener Mann, ich bin 68 Jahre alt. Die beantragte Strafe kommt einer lebensl6nglichen Strafe gleich. Ich bitte mich einer lebensl6nglichen Strafe heraus zu beurteilen und mit mildernden Umst6nden nicht zu verurteilen.

Die Beratung des Gerichtshofes dauerte nur eine halbe Stunde. Das Urteil lautet auf drei Jahre Zuchthaus, 1500 M. Geldstrafe oder noch 100 Tage Zuchthaus und auf f6nf Jahre Ehrverlust.

Der Gerichtshof hat sich im wesentlichen der Argumentation des Staatsanwalts angeschlossen und das Vorliegen der Unterschlagung verneint. Bezuglich des Betruges fehlte es nicht an einem Verm6genstr6ger. Alle Merkmale des Betruges seien gegeben, doch habe der Gerichtshof nur einen Einschlag angenommen. Die Frage nach mildernden Umst6nden habe der Gerichtshof verneint. Wer mit seinem Gute so abgewirtschaftet habe, der sollte doch mit einem Einkommen von mindestens 12000 M. au6erordentlich gut auskommen k6nnen. Von einem solchen Einkommen h6tte der Angeklagte doch noch er6brigen m6ssen. Er habe der Partei einen sehr schlechten Dienst erwiesen, denn jede Partei werde wohl sagen: Lieber sterben, als einen Verbrecher an der Spitze zu haben. Wer ein solches Vertrauen genie6t und seine Pflichten so hintergeht, der verdiene keine mildernden Umst6nde. Das Ge- st6ndnis habe wenig Wert. Vor dem Wesey sind alle gleich, da ist der Freiherr v. Hammerstein nicht mehr wie der Steink6pfer X. im Gegen- teil, seine Bildung und Erziehung solle erschwerend ins Gewicht.

Deutscher Reichstag.

74. Sitzung vom 22. April 1896.

Auf der Tagesordnung steht zun6chst die folgende Interpellation der Abg. Hr. v. Mantauffel und Gen. (Kon.):

Der Bundesrat hat unter dem 4. M6rz d. J. auf Grund des § 120 a der Gewerbeordnung Vo- stellungen, betreffend den Betrieb von B6dereien und Konditorien, erlassen, welche der Herr Reichs- tagler gem66 der Beschl. des § 120 a Absatz 4 der Gewerbeordnung unter dem 9. M6rz d. J. dem Reichstage zur Kenntnisnahme mitgeteilt hat.

Die Unterzeichneten haben Bedenken, da6 die inhaltlichen Voraussetzungen unter welchen durch Be- schl. des Bundesrats f6r einzelne Gewerbe auf Grund des § 120 a Absatz 3 der Gewerbeordnung D6user, Beginn und Ende der zul6ssigen t6glichen Arbeitszeit und der zu gew6hrenden Pausen vor- geschrieben und die zur Durchf6hrung dieser Vor- schriften erforderlichen Anordnungen erlassen werden k6nnen, f6r die Gewerbe der B6cker und der Kondi- toren vorhanden sind, und bitten daher die ver- b6ndigten Regierungen um Auskunft hier6ber.

Staatssekret6r Dr. v. Boetticher erkl6rt sich bereit, die Interpellation sofort zu beantworten. Zur Begr6ndung derselben f6hrt:

Abg. Dr. v. Buchta (Kon.) aus: In der Kom- mission zur Vorbereitung des Budget-Gesetzes hat der Abg. Buchta die Ver6rderung des Bundes- rats als eine unbedingte bezeichnet. Meine Freunde sind durchaus anderer Meinung. Es handelt sich hier um ein Eingreifen von unabh6ngiger Tragnahme, das die Interessen nicht nur der B6cker und Konditoren, sondern viel weitere Kreise der Bev6lkerung empfind- lich ber6hrt. Auch andere Gewerbe m6ssen nach dieser Ver6rderung auf ein 6hnliches Vorgehen gef6hrt sein. Die Voraussetzungen, unter denen der Bundesrat eine solche Ver6rderung erlassen kann, sind nach § 120 a der Gewerbeordnung eine 6berm66ig lange Arbeitszeit und die Sch6digung der Arbeiter in ihrer Gesundheit durch 6berm66ig lange Dauer der Arbeitszeit. Wer wollen nicht in Zweifel stehen, da6 der Bundesrat lokal vorge- gangen ist. Aber ich kann doch nicht sagen, da6 der Bundesrat nicht einstimmig zu seiner Entscheidung gelangt ist, diese sollte sich im wesentlichen auf die von der Kommission f6r Arbeiterstatistik angefertigten Erhebungen. Diese Erhebungen aber erstrecken sich ganz nat6rlicher Weise nur auf einen kleinen Teil der Betriebe. Die Verh6ltnisse in diesen zu generalisieren, ist aber durchaus unbedenklich, zumal da6 auch in jenen Erhebungen nur ergebnis hat, da6 in einer Mindestzahl von Betrieben eine l6ngere als zw6lf- st6ndige Arbeitszeit 6blich ist. Eine solche aber kann nicht als 6berm66ig im Sinne des Gesetzes angesehen werden. Angewandten ist dagegen, da6 die Arbeit der B6cker eine verh6ltnism66ig schwere ist. Die Be- deutung aber, da6 sie besonders gesundheitsgef6hrlich sei, kann ich nicht als berechtigt anerkennen. Durch Einhalten von Ma6nahmen werden allerdings h6ufig Erkrankungen der Atmungsorgane verursacht, dieselben sind aber durchg6ngig nicht gef6hrlicher Natur. Das ergibt sich schon daraus, da6 die Sterblichkeitsziffer bei den B6ckern eine verh6ltnism66ig niedrige ist. Die Kommission f6r Arbeiterstatistik hat behauptet, jede 6berm66ig ausgebeutete Arbeit sch6dige die Ge- sundheit. Sie vermag aber diese Behauptung auf keine statistische Unterlagen zu begr6nden. Im Gegen- teil, die niedrige Sterblichkeitsziffer spricht gegen die Annahme der Kommission. Wir haben deshalb Bedenken dagegen, da6 die gef6hrlichen Voraussetzungen f6r die Ver6rderung des Bundesrats in Wirklichkeit vorliegen und haben darum die Interpellation gestellt. Ich wei6e darauf hin, da6 der Vorsitzende der Kom- mission f6r Arbeiterstatistik, Herr v. K6stner, den Vor- schlag gemacht hat, da6 die Verh6ltnisse bei der Ver6rderung zu ber6cksichtigen seien. Die Unzu- friedenheit der B6cker, die noch verh6ltnism66ig wenig

von der Sozialdemokratie ber6hrt sind, ist auch keines- wegs eine allgemeine. Sie ist nur da vorhanden, wo sie k6niglich gen6hrt worden ist. Diese B6ckerstellen haben ganz ein, da6 sie durch die gesetzliche Re- gelung der Arbeitszeit gesch6digt werden. Ihre Arbeit l66t sich eben nicht, wie in anderen Gewerben, auf den n6chsten Tag verschieben. Will man eine Regelung der Arbeitszeit einf6hren lassen, so ist sie nur in den gro6en St6dten durch die 6thnlichen Verh6ltnisse gerechtfertigt. In einer allgemeinen Regelung liegt keine Veranlassung vor. Meine Freunde haben von jeher die Hand dazu geboten, da6 Wohl der Arbeiter zu f6rdern. Es liegt aber fest, da6 ein t6glicher Arbeiter, der einigemal sp6rlich ist, besser dast6ht, als der kleine Konditor. Deshalb darf man gerade in heutiger Zeit mit der Ver6rderung der Arbeiter- schutzgesetzgebung nicht zu schnell vorgehen.

Staatssekret6r Dr. v. Boetticher: Die Namen der Interpellanten s6gen mir das, da6 die Inter- pellation nicht gestellt ist aus Stillschweigen oder um der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten. Um so mehr kann ich dieselbe rein sachgem66 behandeln und beant- worten. Der Bundesrat hat nicht bezweifelt, da6 der Bundesrat generell zum Erla6 der Ver6rderungen be- f6higt ist. Er hat auch die Voraussetzungen genannt, unter denen diese Bef6higung eintritt. Im vorliegenden Falle ist der Bundesrat der Meinung gewesen, da6 diese Voraussetzungen zutreffen. Bestimmend f6r den Beschluss des Bundesrats war au6erdem, da6 ein Ge- setz viel schwerer abzumachen sein w6rde, als eine Ver- 6rderung, wenn in einem oder dem anderen Punkte nicht das N6tige getroffen worden sein sollte. Die Erhebungen der Kommission f6r Arbeiterstatistik hatten nun ergeben, da6 bei 99 Proz. der B6ckerien die Ar- beitszeit 12-14 Stunden, bei 13 Proz. 14-16 Stunden, bei 8 Proz. 16-18 Stunden, und bei 9,79 Proz. sogar 6ber 18 Stunden betrug. Demgegen6ber konnten die Regierungen f6r den Erkenntnis nicht besch6pfen, da6 hier eine 6berm66ig Ausbeutung der Arbeitszeit vorliegt. Es kommt aber hinzu, da6 die Gewerbe er- geben h6tte, da6 die Verh6ltnisse nur 3/4, Stunden h6herer Arbeit haben, gegen Abend noch einmal 2 Stunden. Das ist f6r einen noch in der 6rperlichen Entwicklung befindlichen Arbeiter zu wenig. Hier m66te Wandel geschaffen, den Verh6ltnisse m66te die f6r ihr 6rperliches Wohlbefinden notwendige Ruhe verbr6ngt werden. Ferner hat die Anquete allerdings ergeben, da6 die Sterblichkeits- und Erkrankungsstatistik im B6ckergewerbe verh6ltnism66ig gering ist. Allein positi- ve Zahlen beweisen hier nicht gegen6ber B6cker- erhebungen, die man annehmen kann, da6 insbeson- dere in Frankenhafen und Heilbrunn. In dem Berichte einer solchen in Stuttgart wird gesagt, da6 die Arbeitszeit der behandelten Franken des B6cker- gewerbes angeh6rt hat. Wenn die Statistik andere Resultate ergeben h6tte, so ist das daraus zu erkl6ren, da6 in den meisten Gegenden das Personal beim B6cker me6st und in letzteren F6llen dort behandelt wird, ohne da6 eine Anquete erfolgt. Weiter ist aber festzustellen, da6 im B6ckergewerbe die Gesellen nicht lange t6gig sind, sondern in verh6ltnism66ig jungen Jahren zu anderen T6tigkeiten 6bergehen. Das beweist, da6 die Besch6ftigung der B6cker eine sehr schwere ist. Man hat gesagt, die B6ckermeister erkranken sich durchg6ngig einer guten Gesundheit. Das ist erkl6rlich, denn in dem Augenblicke, in dem jemand Meister wird, lassen sich die Arbeits- und Lebens- bedingungen ganz au6erordentlich. Auch die Frage der Reinlichkeit im Betriebe h6ngt mit der Dauer der Arbeitszeit zusammen, sie ist auch von besonderer Wic- tigkeit gerade f6r die Konditoren. Doch will ich jetzt auf diese Frage nicht n6her eingehen. Jedenfalls nur der Bundesrat zu seinem Vorgehen durchaus be- rechtigt, die Bedenken der Interpellanten entgegen- durchzusetzen. Die Presse aller Parteien, auch besondere der Herren Interpellanten, haben sich auch mit dem Vorgehen der verb6ndigten Regierungen durchaus einverstanden erkl6rt.

Auf Antrag des Abg. Hr. v. Mantauffel tritt das Haus in eine Besprechung der Inter- pellation ein.

Abg. Siegel (natl.) auf der Trib6ne sehr sch6ne verhandelt erkl6rt sich mit der Ver6rderung des Bundes- rats einverstanden. In keinem Gewerbe sch6dige die Notwendigkeit einer Regelung der Arbeitszeit so dringend vorzuliegen, wie gerade im B6ckergewerbe. In Stutt- gart seien die Verh6ltnisse in den B6ckerien nicht be- sonders m66lig. Ein hoher Prozentsatz der heutigen Betriebsh6ften sei Arbeitslosigkeit 6berm66ig. Bezuglich der Durchf6hrbarkeit ergaben sich allerdings gewisse Bedenken.

Abg. Dr. F6lke (Hr.): Da6 die Arbeit im B6cker- gewerbe eine besonders schwere ist, geht schon daraus hervor, da6 in dem durchg6ngig h6herer Vorbericht- statistisch ist au6erdem festgestellt, da6 mehr als 17 Prozent der B6ckerien eine mehr als 14st6ndige Ar- beitszeit haben. Eine solche ist aber als eine 6ber- m66ig anzusehen. Dadurch widerlegt sich die Be- sch6digung der Arbeitszeit. Der Festlegung eines Maximalarbeitszeitages und hygienischen Ma6nahmen wird in auch von freist6ndiger Seite nicht mehr widersprochen. Ueber das Vorgehen des Bundesrats h6tten sich daher alle Parteien freuen sollen, da es der sozialpolitischen Gesetzgebung mitgeteilt haben. Es mag richtig sein, da6 — wie Abg. Buchta sagte — da6 Verh6ltnis zwischen B6ckermeister und Gesellen deshalb ein sehr gutes sei. Deshalb muss man aber danach streben, es auch da f6r die letzteren ertr6glich zu gestalten, wo die bestm66glichen Verh6ltnisse herangezogen sind. Deshalb war auch die allgemeine Regelung der Betrieben vorzuziehen, denn die letztere w6rde nur neue Be- sch6digungen und Verh6ltnisse geschaffen haben. Die eine oder andere Ver6rderung mag nicht allen gefallen, aber das ist bei allen Ver6rderungen der Fall. Die diese Verh6ltnisse wird auch hier die Befragung sein. Alles ist mit der Durchf6hrung der Ver6rderung nach dem weitem nicht gef6hrlich. Die B6cker selbst m66ten sich selber organisieren und dahin wirken, da6 die Arbeit abgesehen wird. Wie ist die Wurzel aller Wis- sungen.

Abg. Merbach (Reichsp.): Der Antrag, die Nacharbeit aufzugeben, w6rde ich nicht folgen. Das Publikum soll nun einmal m66gen seine fr6hen Semmen haben und die B6cker m66gen das f6gen. Bei anderen Handwerken ist das ja ebenfalls der Fall. Was die Ver6rderung anbelangt, so ist f6r seine Zeit angeregt worden durch den Hinweis auf die un- g6nstigen famili6ren Verh6ltnisse in den Betrieben. Diesen wird durch die Ver6rderung aber gar nicht ab- geholfen. Es ist f6r seine Weise nachzugehen, da6 gerade im B6ckergewerbe besonders gesundheits- sch6dlich ist. D66r m66ten zun6chst bestimmte statistische Daten beigegeben werden, nicht blo6e Wahr- scheinungen. Zum mindesten darf man in der Fest- legung der Arbeitszeit nicht zu weit gehen und auch die erkrankenden m6nnlichen Arbeiter einbeziehen. F6r junge Kr6fte und namentlich f6r Frauen w6rden auch wir zu haben sein. (Freierheit.) F6r m6nnliche Arbeiter erkennen wir die Notwendigkeit nur da an, wo die Gesundheit gef6hrdet ist. Das ist bei den B6ckern ebenso wenig der Fall, wie bei den Schneidern, Schufern und Tischlern. Das Bedenkliche bei der Regelung aber ist die Sch6digung. Die ganz ver6nderten geordneten Verh6ltnisse im Stadt und Land

solten nach einem Schema geordnet werden. Sehr k6nnte f6r die B6cker m66gen aus die polizeilichen Kontrollma6nahmen werden. Viele kleine Erhebungen werden nach Inkrafttreten der Ver6rderung gef6hrt werden, die gro6en Betriebe werden zwar auch B6cker haben, aber sie werden Ertrag daf6r darin finden, da6 eine Anzahl kleiner Betriebe vernichtet wird. So ver- l6ren dadurch Konditoren. Die Besch6ftigten alle aber werden immer unzufriedener, und der Staat h6tte doch gerade heute die Pflicht, der Unzufriedenheit eher zu weichen, als sie zu f6rdern. F6r alle die, die dem Bundesrat: Deutschland, Deutschland aber alles- b6digen, ist daher die Ver6rderung ein sehr sch6dliches Vergehen. (Beifall rechts.)

Abg. Dr. Buchta (Hr.): Wir sind f6r den § 120 a eingetreten, wir k6nnen daher der Regierung die Kompetenz zu ihrem Vorgehen auf Grund desselben nicht bestreiten. Wir haben nur zu tadeln, da6 man den Paragraphen zuerst auf ein Gewerbe in Anwendung bringt, da6 hinsichtlich der Durchf6hrung der Bestimmungen ganz besondere Schwierigkeiten bietet. Der B6cker arbeitet nur f6r den t6glichen Bedarf, und er muss sich dabei nach den Anspr6chen des Publikums richten. Der B6cker- betrieb ist au6erdem ganz 6berm66ig kleinst6ndig. In Berlin soll es kaum mehr als 5 Gesch6fte geben, da mehr als 10 Leute besch6ftigt sind. Die Folge der Durchf6hrung der Ver6rderung w6rde nun ungewiss das Anwachsen der W6rkt6rde auf Kosten der kleinen B6cker sein. Nur erstere sind im Grunde, einen Schicht- wesen einzuf6hren. Eine Reihe der Bedenken, die wir legen, w6rde beseitigt oder doch abgeschw6cht werden, wenn f6r den t6glichen Arbeiter eine w6chentliche Festlegung worden w6rde. Wenn man die Ver6rderung dieser der Weibern 6berh66t, w6rde die Ver6rderung viel leichter durchf6hrbar sein. Wir wollen die Interessen der Arbeitgeber wie der Arbeit- nehmer wahrnehmen; wo sie auseinander gehen, wollen wir wenigstens den Versuch machen, sie zu vers6hnen. Dazu kann aber die Ver6rderung nicht beitragen. Ich h6tte es deshalb lieber gesehen, man h6tte die Regelung auf dem Wege der Ver6rderung vorgezogen, dann h6tte auch der Reichstag seinen Standpunkt dabei geltend machen k6nnen.

Preussischer Handelsminister Hr. v. Berlepsch: Als das Bedenkliche an der Ver6rderung ist bezeichnet worden, da6 sie den ersten Schritt zur Einf6hrung eines allgemeinen Maximalarbeitszeitages darstelle. Es handelt sich aber nur um die Anwendung des § 120 a bestehenden § 120 a. So die Voraussetzungen f6r dessen Anwendung vorliegen, hat die Regierung die Verpflichtung, ihn anzuwenden. Darin haben sich bei Beratung der Gewerbeordnungs-Kommission alle Parteien ausgesprochen, nachdem von der Einf6hrung des all- gemeinen Maximalarbeitszeitages ausd6rkl6rlich abgesehen worden war. Es handelt sich hier demnach nicht um eine gro6e politische Frage. Diese ist bereits geregelt durch den § 120 a, der die Einf6hrung des Maximal- arbeitszeitages im Interesse der Gesundheit der Arbeiter ausd6rkl6rlich. Man sagt nun, da6 man zuerst das B6cker- gewerbe herausgreifen hat. Bedenken ist doch aber durchaus erkl6rlich, wenn man bedenkt, da6 in einer gro6en Anzahl von Betrieben eine 6berm66ig lange Arbeitszeit herrscht und da6 diese die Gesundheit der Arbeiter sch6digt. Die Verh6ltnisse liegen so ung6nstig, da6 hier notwendig der Anfang gemacht werden musste. Man hat dann weiter gesagt, die Regelung sei zu sch6dlich. Ich behaupte, da6 jeder Betrieb nach g6nstigem Vorgehen der Regierung, da6 man die Arbeitszeit kann unter gewissen Voraussetzungen bis auf 16 Stunden ausgedehnt werden. Da kann man eher sagen, wie seien im Entgegenkommen zu weit ge- gangen. Bedenken Sie nur, da6 50 Prozent aller B6ckerien eine weniger als zw6lfst6ndige Arbeitszeit haben. Die wirtschaftliche Existenz der B6cker ist in keiner Weise gef6hrdet, denn es sind vorwiegend die kleinen Betriebe, die heute schon nicht l6nger als 12 Stunden arbeiten lassen. Die verb6ndigten Regie- rungen sind also durchaus auf dem Boden des § 120 a geblieben.

Abg. Graf zu Inn- und Ruppshausen (Kon.): Wie sind Gegner des allgemeinen Maximal- arbeitszeitages. Die Frage, ob ein solcher angeordnet werden soll, war aber nach Erlass der Ver6rderung vom 4. M6rz aufgegeben worden. Daher ist f6r uns die Angelegenheit von gro6er Bedeutung. Das weitere m66ten wir von der Ver6rderung eine schwere Sch6digung des B6ckergewerbes bef6rchten, und am schwersten sch6digen die kleinen Betriebe. Wir sehen aber nicht nur eine Sch6digung der B6ckermeister, sondern auch eine solche der Gesellen voraus, denn die Meister m66ten, wenn sie selbst gesch6digt werden, den Lohn senken. Durch 6berh6ndigen Lohnen sich die Ge- sellen dann auch nicht helfen, da die Maximalzeit einmal zu Recht best6he. Daher w6rde die Ver6rderung auf das B6ckergewerbe ganz und gar nicht, und meine Freunde halten sie f6r sch6dlich.

Abg. Rolkenb6hr (Kon.): Die heutige De- batte liefert uns den Beweis, da6 das warme Herz f6r die Arbeiter platonischer Natur ist. So lange es sich nicht um bestimmte F6rderungen der Arbeiter handelt, hat man von allen Seiten Beizeuerungen, da6 man um das Wohl der Arbeiter besorgt ist. So- bald es aber um praktischen Handeln kommen soll, dann man genau das Gegenteil davon und in einer Unm66glichkeit, wie man sie sonst hier im Hause in poli- tischen Fragen selten gew6hnt ist. Am 21. Juli 1894 brachte die Preussische Regierung einen Entwurf, nach dem die B6cker, da6 durch den Maximalarbeits- zeit die kleinen Betriebe am meisten gesch6digt w6rden. Sie konnte das damals noch behaupten, weil man damals noch nicht ahnte, da6 das Ergebnis der Er- hebung weiteren Kreisen bekannt werden w6rde. Heute sind diese Erhebungen allgemein bekannt geworden und es ist festgestellt, da6 durch diese Ver6rderung die gro6en Betriebe am meisten gesch6digt werden, die kleinen Be- triebe aber am wenigsten. Selbst diejenigen, die immer vorgehen, f6r Religion, Sitte und Ordnung zu k6mpfen, r6umen heute doch ein, da6 der Vorbehalt gegen Herr Buchta schlagend war, die Arbeitszeit 6ber nur einer f6r die Woche bestimmten Zahl von Stunden zu regeln. Er gab f6r die Woche 84, f6r den Tag 12 Stunden an. Wie hat er entgegen dem g6nstigen Besatze den Sonntag mitgenommen. Herr Buchta glaubt, da6 die Ausdehnungsm66glichkeiten 6ber den Gesundheits- zustand der B6cker ein ganz g6nstiges Zeugnis aus- sprechen k6nnen. H6tte er die Erhebungen durchgesehen, so h6tte er gesehen: 1. da6 die sch6dlichsten Betriebe nicht in das B6ckergewerbe eintraten, weil sie wissen, da6 es ein schweres Handwerk ist, und 2. da6 die B6ckerinnungen selbst vorschreiben, da6 nur gesunde Kinder zu Lehrlingen genommen werden. Wenn diese F6nden sich dann bis zum zwanzigsten Jahre noch nicht ganz l6pnt gemacht haben, so legt Herr v. Buchta dies als g6nstiges Zeugnis auf. Da6 Schmutzereien in B6ckerien sehr oft vorkommen, ist doch allg6ufig bekannt. Der „Reichsb6cker Anzeiger“ behauptete vor einiger Zeit 6ber Arbeiterbefunde an B6ckerstellen, da6 die Untersuchungen gemacht waren. Dort wurde bei mehreren B6ckerstellen die Kr6fte fest- gestellt. Als ein Geselle auf Besorgen seinen Meister nannte, sagte der Oberleutnant, dann hat der Schw6rmel vielleicht mehr Kr6ftigkeit gebracht. Das Reichsb6cker Anzeiger hat sich gleichfalls an, da6 die

Kr6fte in den B6ckerien verbreitet sei. Herr Merbach will nicht zu arbeiterf6ndlich sein, und da es sich hier um die Regelung der Arbeitszeit m6nnlicher Arbeiter handelt, ist er f6r die Frauen eingetreten. Er hat dann aber gleich einen Fall angef6hrt, wo Frauen eine Arbeit verrichten, als ihre Arbeitszeit geregelt wurde. Das kann bei gleichm66iger Regelung der Arbeitszeit beider Geschlechter nicht vorkommen. Das B6cker- gewerbe soll f6r eine solche Regelung infolge 6rtlicher Verh6ltnisse ganz besonders ungeeignet sein. Diese 6rtlichen Verh6ltnisse haben aber nicht gef6hrt, da6 in allen Gegenden Deutschlands in den B6ckerien eine 6berm66ig lange Arbeitszeit herrscht. So kann also nicht das 6rtliche Verh6ltnis an der langen Ar- beitszeit schuld sein. Die Arbeitgeber verl6ngern sie, um Gesellen zu sparen. Herr v. Buchta hat gemeint, da6 Behalten der F6rte m66te die Regelung der Arbeits- zeit unm6glich. Die F6rte ist aber nur so bedinglich, wenn sie einer behandelt, der nichts davon versteht. Das hat der Geselle nicht in der Kommission ange- geben, und die Meister haben ihm sch6dlich be- zeugt. Sp6ter haben die Meister behauptet, die Regelung sollte sich nicht so genau regulieren. Wenn B6ckermeister das annehmen, so finde ich es nicht un- denkbar. Doch Herr v. Buchta diesen Grund aufgenommen hat, ist doch bedenklich. Wie verhalten die Eltern nach dem Beispiel, bis auf die Minute die Regelung zu re- gulieren. Sch6dlich l66t Herr Buchta den un- geschulten Arbeiter aufzuf6hren. Als ich mit einem B6ckermeister daf6ber sprach, da6 die Gesellen 6berhaupt Kaufm6nnlichkeit w6hnten, die Meister aber nicht, sagte er: Ja, wir w66ten's auch, aber wir wollen den Ge- werbeinspector nicht in unseren Backst6ben sehen. Er w6rde da eben manches zu Tage kommen, was die Meister lieber mit Notd und Frauen befehrt haben wollen. Die kleinen Meister haben heute schon die zw6lfst6ndige Arbeitszeit, weil sie nicht mehr Kunden zu bedienen haben. Steigt die Nachfrage, so werden nicht mehr Gesellen eingestellt, sondern die vorhandenen Gesellen und, was noch schlimmer ist, die Lehrlinge werden mehr ausgebeutet. Herr von Inn- und Ruppshausen meint, ein Arbeit ist noch kein Mensch zu Grunde gegangen. Das hat er jedenfalls nicht aus praktischer Erfahrung. S6be er die Sterblichkeitsziffern durch, so w6rde er finden, da6 3. B. ein eldnerischer Geselle doppelt so lange lebt, als ein Ruppshausen- arbeiter. Bedenker sch6delt dann die hygienisch beding- m66glichen Zust6nde, die sich gelegentlich einer Patentanfrage in Hamburger B6ckerien herausgestellt hatten. Ein B6ckermeister sagte in der Kommission: Der Vater eines Lehrlings habe ihm gesagt, er w6rde nicht, da6 der Junge Brot antrage. Er habe ihm erwidert, dies sei f6r den Jungen die einzige Gelegen- heit, in die f6rliche Lust zu kommen. Man kann also dem Bundesrat doch nicht vorwerfen, da6 er nicht noch viel weiter gegangen ist. Sie (noch nicht) treten ja immer f6r die B6ckerien ein. Unter diesen ungew6nstigen Zust6nden leidet auch die Moralit6t der Arbeiter. Die f6rge freie Zeit, die sie haben, benutzen sie zu Aus- schweifungen. Es sind bei ihnen Gesellschaftskreisen in viel h6herem Ma6e vorhanden, als anderswo. Sie geben das, die Familie zu sch6den. Wie oft haben Sie und vorgelesen, wie gesch6dlich die Familie. Wir aber wollen Zust6nde schaffen, in denen ein Familienleben m6glich ist. Sie wollen Zu- stand erhalten, in denen es unm6glich ist. Wenn die Arbeitszeit verl6ngert wird, wird das Publikum kein Brot weniger essen. Einzelne B6ckermeister m66gen von der Ver6rderung Profit haben, aber das sind die allergeringsten Ausbeuter. Tritt die Ver6rderung in Kraft, so werden die Gewerbe-Inspektoren weitere M66gel aufdecken und ein Sturm der Entr6stung wird entz6hen. Dann bekommen wir gesunde Arbeiter, und sie n66gen dem Handwerk mehr, als Bef6higungs- nachweis und sonstiger F6rderung. (Beifall rechts bei den Sozialdemokraten.)

Darauf wird die Fortsetzung der Besprechung auf Donnerstag mittag 1 Uhr vertagt. (Auszug aus W6ch- tungen.)

S6chsisches.

X Radeberg. Unsere Genossen ist das Lokal „Zur Reichskrone“ entzogen worden, angeblich wegen Mangel an G6sten. Der Wirt scheint diesen Mangel nicht auf den einzig richtigen Grund zurzuf6hren. Die Arbeiter verkehrten nicht gern dort, weil ihnen christams Spielb6ger vorgezogen wurden. Der Wirt sollte sich doch selbst sagen, da6 solche Behandlung die G6ste nicht anzieht. Jedenfalls wird er sich irren, wenn er glaubt, da6 jetzt mehr G6ste kommen. Die Arbeiter sind vollends versch6ndert worden und die Spieler werden sich h6ten, bis vor die Stadt zu laufen. Ueber kurz oder lang wird man in der „Reichskrone“ gern die Arbeiter wieder aufnehmen.

X Reusdorf. Wie wir dem Kassenberichte der Ortsrentenkasse entnehmen, z6hnte die W6hlerliste am Schlusse des letzten Jahres 1082 Personen, 564 m6nnliche und 488 weibliche. Ge- mietet wurden 787 Ertraktantenst6lle mit 3226 Unterh6ngungsst6gen. Die Einnahmen beliefen sich auf 11,815 M. 3 Pf., die Ausgaben auf 11,868 M. 28 Pf. F6r den Schluss des Rechnungs- jahres verbleibt somit ein Kassenbestand von 166 M. 75 Pf. Das Gesamtverm6gen erh6hte sich durch denselben auf 10,986 M. 67 Pf., wovon 3879 M. 96 Pf. dem Reservefonds und 2256 M. 76 Pf. dem Betriebsfonds zugeteilt wurden. Zur Invalident6t- und Altersversicherung geh6rten am Jahreschlusse 726 Personen, 373 m6nnliche und 363 weibliche. Quittungslisten wurden 1042 St6ck ausgef6hrt.

X T6litz bei Reichen. Schnell gendelt hat der am Sonnabend ausgebrochene Streik der Stein- mechen am hiesigen Reichenbau, und zwar mit einem Siege der Arbeiter. Der betreffende Unternehmer soll sich wohl aber 6ber veranlagt, den so viel besprochenen Tarif anzuerkennen und zu unterzeichnen. Da die meisten der ausl6n- digen Steinmechen bereits abgereist sind, d6rfte die hartn6ckige Weigerung des betreffenden Unter- nehmers, den Tarif anzuerkennen, f6r denselben, wie auch f6r die anderen immerhin ein warnen- des Exempel sein, da6 man organisierte Arbeiter respektieren muss. Denn die Saison ist eine g6nstige und das Angebot der Arbeitskraft nicht so, wie es die Herren Unternehmer w6nnschen.

Quittung. F6r den 4. 5. und 6. Reichstags- w6hler gingen ein: 4076 St6ck 48,90 M.

F6r die freistehenden Tagel6hner in Rottbus, T6litz und Volkmersdorf 31,600 M. — 279 einvalig gem6innigen Besuchen, 17,600 M. 5 Pf.

Die B6cker... Nr. 9... Richter!... durch... h6rter... den in... nicht her... merungen... sch6dliche... erdiene u... ettel W6h... B6cker... h6rten... sicher W6h... hand zum... politischen... die Verord... Bemittlung... gebracht... inderte d... Ruppshaus... hatte, sich... erwehren... 6ber dem... land f6r i... Wert, sie... h6rsten P... h6lten die... marke das... die bei R... dem G6g... W6hlerge...

— So... auftrag, g... f6hrt... f6hrt... wor... was ihn v... Reusdorf... Stra6e wick... Erfolg d6h... lang doch... in Hamme... den Gem6... and der... der Br6g... mittel in d... gef6hrt wa... Herr v. B... 6hlich gew... leben nicht... die Erm6g... der legte G... h6us komm... 6hnlicher W... Stra6e... Und d... h6ndigen... St6cker sich... Beurteilung... war ja aus... ihrem erle... ihm die...

Portier... Und fr... Z6nigkeit... von der W... Zeche, „W... j6um, wie... „In j... tungen: in... Janet Lamo... „Man wird... den so bah... aber das... bringen.“... Sie spr... eine Frau... und ober... da6 ihr Zol... durchkreuz... „Man wird... Am sel... seine Eltern... k6nnen, da... gew6nnen u... anzuweisen... man sich fr... drei bis f... 6berlie: al... lie6e sich... doch die W... haben und... erhaltung u... „War d... nicht im G... abzuschlie6... r6chten, mo... der Familie...